



Im Zeichen der Mutter: Peeping Tom sind mehr als ein Ensemble, auch «Moeder» handelt von Familienstrukturen und Liebesbeziehungen, manchmal auch zur Kaffeemaschine.

Herman Sorgeloos

Bob Dylan redet wieder

NOBELPREIS «Nun, hier bin ich»: Bob Dylan hat sein Schweigen zum Literaturnobelpreis gebrochen. Er sei einfach sprachlos gewesen. Jetzt will er nach Stockholm.

«Ob ich den Preis annehme? Selbstverständlich», zitierte ihn das Nobelpreiskomitee. Dylan hatte sich bisher nicht zu dem Preis geäußert, was für Unmut gesorgt hatte. Er werde am 10. Dezember nach Stockholm kommen, sagte er der britischen Zeitung «The Telegraph». «Absolut, wenn es denn möglich ist.»

«Es ist schwer zu glauben», sagte Dylan zum Preis. Als er das erste Mal von der Ehrung erfahren habe, sei es «fantastisch, unglaublich» gewesen. «Wer träumt schon von so etwas?» Er sei «sprachlos» gewesen, berichtete das Nobelpreiskomitee. «Ich schätze diese Ehre sehr.»

Zu seinem langen Schweigen zur Verleihung des Preises und zu den nicht beantworteten Telefonanrufen des Nobelpreiskomitees wollte sich Dylan nicht äussern. «Nun, hier bin ich», sagte er lediglich.

Ob sein Werk tatsächlich eines Nobelpreises würdig sei oder einem jüngsten Vergleich mit altgriechischer Poesie standhalte, darauf wollte Dylan nicht näher eingehen. «Darüber lasse ich andere Leute entscheiden», sagte er. «Die Akademiker sollten das wissen, ich bin dafür nicht wirklich qualifiziert. Ich habe da keine Meinung.»

Dylan wurde der diesjährige Literaturnobelpreis Mitte des Monats als erstem Songschreiber für seine poetischen Neuschöpfungen in der amerikanischen Songtradition zugesprochen. Dylan sei ein «grossartiger Dichter» und habe den «Status einer Ikone», sagte die Chefin der Schwedischen Akademie, Sara Danius, zur Begründung. sda

Pappkarton und Zement

KUNSTHALLE Die britische Künstlerin Phyllida Barlow zeigt in der Kunsthalle in Zürich zwei installative Arbeiten.

Die 1944 geborene Bildhauerin Phyllida Barlow vertritt Grossbritannien im nächsten Jahr an der Kunstbiennale in Venedig. Barlow versteht sich als klassische Bildhauerin. Es gehe ihr um die Skulptur, um deren Bestandteile, Möglichkeiten, Geschichte und Widersprüche, schreibt die Kunsthalle Zürich in einer Mitteilung zur neuen Ausstellung.

Dabei arbeitet die Künstlerin jedoch mit Materialien, Formen und Farben, die mit den klassischen Vorstellungen von Skulptur brechen: Statt Bronze oder Marmor verwendet sie für ihre zerklüfteten, rohen Gebilde Pappkarton, rohen Zement und Bauholz.

Ihre Ausstellung in der Kunsthalle Zürich heisst «demo». Die Schau, die bis zum 19. Februar zu sehen ist, besteht aus zwei massiven skulpturalen Interventionen. Eine davon nimmt drei Räume in Beschlag, genauer deren Decken, die mit einem Dickicht von Latzen und Pfählen behängt sind.

Die Intervention erschliesst sich beim Gehen und entzieht sich ständig, spielt mit der Architektur, widerspricht ihr und tritt gegen sie an. Für das Publikum eine ständige Herausforderung – wie alle Arbeiten von Phyllida Barlow. sda

Vom Brutkasten bis zur Bahre

GESSNERALLEE Peeping Tom präsentieren in der Zürcher Gessnerallee mit «Moeder» den zweiten Teil ihrer Familientrilogie: Tanztheater, das bis ins Herz trifft.

In einem Kabäuschen liegt eine Frau in den Wehen. Die helfenden Hände einer ebenfalls schwangeren Hebamme, Blut, unterdrückte Schmerzensschreie, bis die Gebärende (Maria Carolina Vieira) zum Mikrophon greift und «Cry Baby» – diesen unvergesslichen Heuler – singt und schreit wie damals Janis Joplin. Man schmunzelt, weil die Situation grotesk ist, weil ein Babyschrei neues Leben verheisst, aber auch bedeutet, dass mit ihm genauso der Tod in die Welt kommt. Die Angst vor ihm, aber auch vor ihrem ungeborenen Kind drückt die Geburtshelferin (Yi-Chun Liu) mit überlangen Armen und blutunterlaufenen Augen in einem Torkeltanz aus,

der einem Horrorfilm entspringen sein könnte.

Viel Slapstick und Komik

Das sind Situationen voller Wucht, wie sie nur von Peeping Tom erschaffen werden können.

Nachdem im ersten Teil «Vader» (2014), inszeniert von Franck Chartier, ein uralter Vater (Léo de Beul) in einem skurrilen Altenheim im Zentrum stand, steht in Teil 2 die Mutter im Fokus: Eurudike de Beul. Sie ist die Tochter von Léo de Beul, Sängerin und seit der Gründung der belgischen Gruppe 2000 in der Gessnerallee Zürich mit von der Partie, eine Art Übermutter. Chartier, die Partnerin von Franck

Chartier. Ob der dritte Teil «Kinderen» um ihre gemeinsame Tochter kreisen wird?

Jedenfalls sind Peeping Tom mehr als ein Ensemble, sie sind eine Familie, und all ihre Stücke handeln von Familienstrukturen und Liebesbeziehungen. Diese Verbandlungen werden in hyperrealistischen Räumen von stets changierenden Figuren verhandelt – mit viel Slapstick und Komik, doch immer ist der melancholische Unterton zu hören: Verlustängste, Verlust und Trauer – «Miserere – erbarme dich, mein Gott», singt Eurudike de Beul an der Orgel sitzend.

«Moeder» setzt mit dem letzten Röcheln von ihr im offenen Sarg ein. Deckel drauf und sie wird abtransportiert, um als Wiedergängerin aufzutauchen, beispielsweise in einen Brutkasten gepfercht, in dem eben ein kran-

kes Kind gestorben ist. Bodenloser Schmerz zieht den Performern wortwörtlich den Boden unter den Füßen weg: Marie Gyselbrecht strauchelt und fällt ohne Unterlass; bei Brandon Lagaert äussert sich die Trauer in Zitteranfällen und steigert sich bei Hun-Mok Jung zu zerstörerischen Wutausbrüchen. Das wäre kaum auszuhalten, wie manchmal in Stücken von Alain Platel, bei dem Carrizo/Chartier auch ihr Handwerk gelernt haben, gäbe es da nicht das grossartige Bühnenbild (Amber Vandenhoeck und Peeping Tom).

Echt blutende Herzen

Wir befinden uns nämlich in einem Museum: Gemälde von Madonnen und Frauen mit rot geweihten Augen à la Rogier van der Weyden und von einem «echt» blutenden Herzen hängen

an den Wänden. Es gibt aber auch lebende Exponate, welche ihre Performancekunst – diese Drecksarbeit! – nur für Geld machen und froh sind, wenn die Aufseher den Familienbetrieb am Abend schliessen – eine hübsche selbstironische Pointe. Dass auch der Kaffeeautomat über eine Nabelschnur verfügt und wie jedes Lebewesen eines Tages den Geist aufgibt, zwischendurch aber auch geliebt und begehrt wird wie ein Mensch, versteht sich im surrealen Kosmos von Peeping Tom von selbst.

«It's a sad day today», eröffnet Peeping-Tom-Urgestein Simon Vernel den Abend im Zeichen der Mutter und des Mutterseins. Auch wenn die Freuden der Mutterschaft vor lauter Tränen nicht zu sehen sind, verlässt man das Theater dennoch glücklich.

Evelyn Klöti

Yello, einmal mit Humor betrachtet

BERLIN Von unmöglich und langweilig bis zu unterhaltsam: Das erste Konzert des Zürcher Elektro-Duos Yello nach über 30 Jahren kam im Berliner Kraftwerk unterschiedlich an.

Es ist ein Berliner Anlass nach gehobenen schweizerischen Massstäben. Nicht nur, weil viele Schweizerinnen und Schweizer angereist sind und das dritte ausverkaufte Yello-Konzert am Samstag mit ein paar schönen Tagen in der Grossstadt verbunden haben. Sondern auch, weil das Kraftwerk gänzlich frei von Pfandsammlern, Rotz und aufgedrehtem Partyvolk ist und die Getränke für Berliner Verhältnisse unfassbar teuer sind und sich dennoch keiner beklagt.

Das Publikum ist scheinbar guter Dinge, dass der heutige Auftritt von Dieter Meyer, Boris Blank und deren elfköpfigen

Liveband kein «Desaster» werden wird, wie die «Berliner Zeitung» nach der Premiere schrieb. Oder «lemblos», wie es in der NZZ zu lesen war. Männer und Frauen, die zumeist älter sind als das durchschnittliche Elektro-Publikum, schmiegen sich in dem sowohl temperatur- wie beleuchtungsmässig unterkühlt gehaltenen Betonbau so nahe zusammen, dass eine angenehme Atmosphäre aufkommt.

Skurriles Gemisch

Einziger Hemmschuh: Die Skepsis, die die kritischen bis vernichtenden, notabene aber auch guten Berichte hervorgerufen haben, wird den Kessel am Überkochen hindern. Bis zuletzt ist eine Unsicherheit spürbar, wie denn nun an diesen Abend herangegangen, mit welchen Augen das skurrile Gemisch aus alten, lustigen Videos, einer beeindruckenden

und gleichzeitig albern tanzenden Liveband, schönen, aber zuweilen dümmlich dastehenden Frauen und zwei gastgeberartig höflichen Altherren betrachtet werden soll.

Weil das Yello-Repertoire zwar ausreichend Anlass gibt, mit den

Hüften zu wackeln, aber zu wenig Ansporn, um sich darin zu verliehen, bleibt viel Raum für diese Ratlosigkeit. Und die Frage: Ist diese Show nun legendär oder eher peinlich und vor allem unnötig, weil unzeitgemäss? Das ist schade, denn das Einzige, was ein

Konzertbesucher tun sollte, um den Genussfaktor hochzuhalten, ist locker bleiben. Nur nicht analysieren.

Geniessen kann, wer die Show ganz einfach mit Humor, die uneleganten Choreografien der Bläser als Parodie und den ungelungen Versuch Meyers, seine auf Leinwand gezeigten Tänze von früher zu imitieren, als Selbstironie nimmt. Wenn dieser Aspekt auch ruhig noch deutlicher hätte betont werden dürfen.

Denn ist es nicht letztlich auch genau das, was die Fans neben Musik und Ideenreichtum seit Jahrzehnten an Yello lieben? Ihren Sinn für Lustiges, Verrücktes und Leidenschaftliches? Dieter Meyer bezeichnet sich und seine Crew als «junge Band». Und ja, sie ist jung im Geist und crazy genug, mit mehr Spielfreude als Spektakel vor die Fans zu treten.

Miriam Lenz, sda



Die jungen Alten: Boris Blank entdeckt mit Yello die Bühne.

Keystone